Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 31 (1927-1928)

Heft: 21

Artikel: Der Stadtpfeifer [Fortsetzung]

Autor: Riehl, W.H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669401

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



XXXI. Jahrgang.

3ürich, 1. August 1928.

Seft 21.

Bundesfeier.

Berghinan aus Tal und Gründen Bis zum höchsten Felsenhang Seimatseier zu verkünden, Schwillt und braust der Glocken Klang, Eherne Gesänge rauschen Abendwindbeschwingt empor, Und der Berge Wälder lauschen Wie im Traume und berauschen Sich am Glockenstimmenchor. Berghinab nach Dämmergründen Bis ins fernste, tiesste Tal Selle Feuermale zünden Weif mit rotem Flammenstrahl, Grüßen Felder, Fluß und Auen, Grüßen Städte, Dörfer, Seen — Ungezählte Augen schauen Dorten nach den dunkelblauen Lichtgekrönten Alpenhöhn.

Und wie so die Glocken dröhnen Und manch Flammenbanner weht, Webt aus Strahlen sich und Tönen Eines Bolkes Dankgebet: "Schweizerland, wir wollen schwören, Soch zu halten dein Panier! Nein, kein Streit soll uns befören, Unser Berz nur dir gehören— Solde Seimat, Gott mit dir!"

Emil Hügli.

Der Stadtpfeifer.

Von W. H. Riehl.

Zweites Rapitel.

Das junge Paar haufte nun auf dem Schloßturme zu Weilburg. In sinkender Nacht waren sie angekommen. Da hatte der Stadtpfeiser, als er von weitem das Lahnwehr der Weilburger Brückenmühle rauschen hörte, nicht länger an sich halten können: er mußte sein Gewissen entlasten und der Frau bekennen, daß er nur noch einen Krontaler in Vermögen habe, daß dieser einzige aber auch bereits zur Deckung der Überzugskosten in Ausgabe geschrieben sei. Die Frau

erschrak wohl anfangs; allein die letzten Stun= den waren so traulich gewesen unter dem Lin= nendach des Wagens, die Lahn rauschte ihnen so heimelig entgegen, Heinrich hielt ihre Hand fest in der seinigen: — die Liebe überwindet alles, sie überwand auch diesen einzigen Krontaler, und heiter, versöhnt mit sich und seinem Geschick stieg das Paar zuletzt Arm in Arm die hohe Wendeltreppe zum Turme hinauf, indes Philipp Ketter die schwere Heiratskiste mit der Aussteuer Christinens feuchend hinterdrein trug. Als er die Kiste oben abgesetzt, nahm er den einzigen Krontaler in Empfang, und der Stadtpfeifer war ordentlich froh, daß er das Geldstück los war, welches ihm so viel Not ge= macht.

Frau Christine waltete als die klügste Hauswirtin. Sie verkaufte sofort einige überflüssige Stücke ihrer Aussteuer, um bar Geld zu bekommen, und das durchtriebene Bauernkind wußte dabei die Sache recht heimlich abzumachen, daß nicht gleich ein Stadtklatsch daraus wurde. Der Mann hatte inzwischen auch unverdientes Glück mit den Kirmessen; es ward getanzt trotz den Franzosen und mit den Franzosen. Saure Tage waren es freilich für Heinrich; er mußte oft mehrere Stunden Wegs weit zum Tanzplatz laufen, Nacht um Nacht blafen, bis in den grau= enden Morgen; aber dann brachte er doch Geld nach Hause, daß er sich auf die Qual dieser Nächte freute, wie die Schulkinder auf einen Feiertag.

So ging es für den Anfang ganz leidlich. Allein Frau Christine wollte auch einen Not= pfennig gewinnen auf den Winter, und Dauer dem guten Glück. Die Einrichtung der Pfeifer= stube, wie sie der Stadtpfeiser von den Eltern ererbt, war gediegen und gut, ja reichlich für kleine Bürgersleute. Wo nun etwas von den schönen Tischen, Stühlen und Schränken gut anzubringen war, da verkaufte es die Frau die Kriegsnöte entschuldigten das jetzt, freilich drückten sie auch die Preise — und schaffte recht billigen Bauernhausrat dafür an. So kam es denn bald, daß die Finanzen des Stadtpfeifers sich besserten, aber in der sonst so niedlichen Pfeiferstube sah es um so schlechter aus. Die dreibeinigen Stühle aus Eichenholz waren so grob gehobelt wie die Westerwälder Bauern, denen Christine sie abgekauft. Der Tisch stand aus Sympathie gleichfalls nur auf drei Füßen, der vierte war durch einen untergeschobenen

Ziegelstein ergänzt, an die Haushaltung von Philemon und Baucis erinnernd. Die Schränke aber vollends waren so alt und wurmstichig, daß der Stadtpfeiser zu behaupten pflegte, sie rührten noch aus der Mobiliarversteigerung von Adam und Evas Nachlaß her.

Aber die Cheleute waren glücklich, wenn sie am Abend einander gegenüber auf den dreibeinigen Stühlen an dem dreibeinigen Tische saken; — und was braucht es mehr!

Das ging so bis in den September. Da kam der kühle Herbstwind und strich auch dem Stadt= pfeifer gar kühl über die Stirne, denn sein Glück schien plötzlich nur ein Zugvogel zu sein, der sich zum Wegziehen anschicke mit den Störchen und Schwalben. Die Kirmessen hörten auf, die Soldatenlast ward drückender, niemand traute dem Landfrieden mehr, auch die Reich sten kündigten ihre Musikstunden, die dem Pfeifer bis dahin aufgeholfen, nirgends konnte seine Frau einen Nebenverdienst finden, und die Stadtpfeiferei warf nur zwanzig Gulden jährlich ab nebst dem freien Quartier, hundert= undzwanzig Fuß über dem Straßenpflaster. Da mußte Christine bald den Notpfennig anbrechen, und er ward immer kleiner und kleiner.

In den ersten Monaten hatte sie, dem Her= kommen des väterlichen Hauses getreu, an jedem Sonntag einen Kuchen gebacken. Denn in Ebersbach, wo man freilich auf Mehl und Milch und Butter nicht zu sehen brauchte, würde eine Sonntagsfeier ohne Kuchen angesehen worden sein, wie wenn man neben die Kirche gegangen wäre oder die Werktagskleider anbehalten hätte, statt festtäglichen Rutes. Der Ruchen gehörte so nötig zu einem gerechten Sonntag wie Glockengeläute, Orgelspiel und Chorgesang. Anfangs machte nun das Bauernkind in der Pfeiferstube nach gewohnter Weise einen Sonn= tagskuchen, mächtig groß, in seiner Rundung fast vergleichbar der großen, rot aufglühenden Mondscheibe, wenn sie abends am Bergsaum aus leichtem Nebel hervortritt. Dann spürte Christine allmählich den Unterschied zwischen Dorf und Stadt, und der Sonntagskuchen ward beträchtlich kleiner, etwa wie derselbe rote Mond, wenn er nachgehends als goldene Kugel im dunstfreien Mitternachtshimmel schwimmt. Anfangs September wurde der Kuchen so klein, wie wenn man des Mondes schmales erstes Viertel zu einem Kreise zusammengelegt hätte, und als die Aequinoktialstürme den Turm um=



Ludwig Vogel: Tellenfahrt.

Phot. F. Brudmann A.=G., München.

brauften, da ftand es mit dem Sonntagskuchen wie mit dem Neumond; er war nun ganz unfichtbar geworden.

In dieser Zeit geschah es, daß der Stadt= pfeifer eines Abends vor dem Notenpult faß und strich die Saiten seiner Geige übend auf und ab, immer die gleiche Figur dergestalt, daß es der armen Christine, die das Spinnrad drehte, fast schwindelig wurde. Das Stübchen lag gar luftig, die vier Fenster nach den vier Winden, und der heulende Sturmwind verband sich mit dem Geigen und dem Spinnrad zu einem verzweifelt melancholischen Konzert. Die Scheiben klirrten, ein Schwarm Raben flatterte frächzend um den hohen Turm, das Lahnwehr tief unten erbrauste wild. Der Geiger spielte, als gälte es wettzukämpfen mit all diesem Ge= töse, aber alle Wut des Eisers ließ es ihm nicht glücken, einen einzigen Lauf rein und flink herauszubringen.

Und so war's alle Tage. Eine Ausbauer hatte

Heinrich Kullmann sondergleichen und auch ein gutes Verständnis der Sache; aber so sehr er das Beste zu beurteilen, so rein er es zu genießen wußte, vermochte er es doch niemals sels ber hervorzubringen.

Endlich warf er die Geige weg. "Ich din zu nichts gut," rief er unmutig, "als den Morgen und Abend mit einem Choral anzublasen. Ein kunstreicher Spielmann werde ich im Leben nicht. D Weib, das tut weh, zu fühlen, wie man alles geigen soll, daß die Leute ausrusen müßten: Seht, der Weilburger Stadtpfeiser ist ein anderer Corelli! Das tut weh, jede Passage gar wunderschön im Kopf zu haben und zu wissen, dis sie in die Finger kommt, wird alles holperig und matt sein!"

Da hielt Christine das Spinnrad ein und sprach: "Laß ab von diesen Sachen, Heinrich. Treibe dein Handwerf ehrlich, daß du uns Brotschaffest, und lasse dir daran genügen. Dein eitles Begehren bricht dir den Mut. Die Steine, bie man nicht heben kann, muß man liegen laffen. Der Krieg quält uns, die Hantierung stockt, und allen Leuten geht das Geld aus. Da braucht es Kraft und Gottvertrauen: geig dir das nicht aus der Seele! Zu was ist Hofffart nütze, wo man das letzte Stückhen Brot im Hause gegessen hat?"

Das Wort fiel wie Feuer auf des Stadtpfeisfers Haupt. "Wie? ist vielleicht kein Brot im

Hause?" rief er, jäh aufbrausend.

"Wir haben heute morgen das letzte gegessen. Gott weiß, daß ich dir keinen Vorwurf machen will, indem ich's sage."

Da nahm der Stadtpfeifer seinen Hut und rief: "Ich will uns Brot holen!" und eilte zur Tür hinaus.

Der Frau aber ward's bange, und ob sie gleich schon jetzt in den ersten Monaten ihrer She ein gar sestes, starkwilliges Weib war, wie sie auch ein unbeugsames Mädchen gewesen, lief sie doch dem Manne nach und bat ihn weinend, er möge dableiben, sie habe ihm ja kein böses Wort geben wollen. Aber der Stadtpseiser war so jählings die Wendeltreppe des Turmes hinabgesprungen, daß ihre Bitten ungehört in den engen Mauern verhallten. Da ging sie zurück in die Stube, legte den Kopf in die Hände und weinte bitterlich.

Der Stadtpfeiser lief durch die stillen Strazen und wußte selbst nicht, zu welchem Ende. Es war gut, daß es bereits dunkel geworden; hätten ihn die Leute so laufen sehen, sie würden gesagt haben, Heinrich Kullmann sei übergeschnappt.

Böse und gute Gedanken stritten sich in sei=
ner Seele. "Warum habe ich ein Weib genom=
men, da ich keines ernähren kann? Ein so bra=
bes Weib und doch nicht recht für einen Musi=
kanten! Sie faßt mich nicht. Sie fordert Brot,
wenn ich nach dem Bogenstrich Tartinis ringe.
Und doch hat sie recht — muß ich ihr nicht Brot
schaffen? Aber auch ich habe recht, denn wenn
ich nur einmal den Bogenstrich gefunden, den
ich sühle, dann kann sie wieder ihren Sonntags=
kuchen backen, so groß wie ein Mühlstein.
Könnt' ich ihr nur erst Brot bringen!"

Er suchte nochmals in allen Taschen nach etwas verirrter Münze, allein es fand sich nichts.

So lief der Stadtpfeifer bis über die Lahnbrücke. Jeht war er im Freien vor der Stadt. Es war ganz dunkel geworden. Die Spukge=

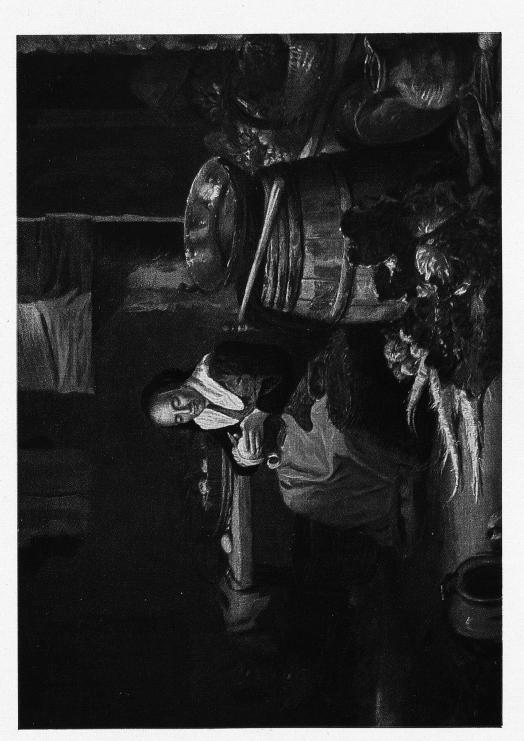
stalten, womit der Volksglaube die Felsschluch= ten vor Weilburg bevölkert, tanzten vor den wirren Sinnen des Dahinstürmenden, und er stutte plötslich und hielt ein, mit Schauern des Spruches gedenkend, daß der Tag den Leben= digen gehöre, die Nacht aber den Toten. Er blickte gegen die Stadt zurück. Der Fluß braufte unheimlich in der schwarzen Tiefe; das alte Schloß lagerte sich über den breiten Felsrücken langgestreckt wie eine riesige Sphing, die Wache hält an den Türen der Talschlucht. Aber hoch über den verlassenen Bau, aus dessen Fenstern heute kein einziges Licht zum Wasser nieder= glänzte, ragte der Schloßturm, und nahe seiner Spitze leuchtete ein tröstlicher Schimmer; das war die Kammer, wo Christine saß und weinte.

Der Stadtpfeifer blickte ftarr nach dem einzigen Licht in der Höhe, und es ward ihm in der Seele leid, daß er eben so unfreundlich seines Weibes gedacht. Und indem er so daß einzige Licht in der ringsum endloß ausgebreiteten Finsternis anblickte, siel ihm ein einfältiger Vers ein, den er manchmal von seiner Mutter hatte singen hören, der hieß:

"Wem nie durch Liebe Leid geschicht, Dem ward auch Lieb' durch Liebe nicht; Leid kommt wohl ohne Lieb' allein; Lieb kann nicht ohne Leiden sein."

So schritt er benn nach einer Weile langsam zurück über die Brücke, und im Gehen wiedersholte er sich wohl zehnmal immer langsamer und nachdenklicher den Vers, und seine Schritte hielten zuletzt wie von selber ein, daß er in tiessem Sinnen stehen blieb. Sein Vlick senkte sich zur Erde. Da sieht er etwas glitzern: — es ist ein funkelneuer Groschen! Und wie er sich bückt, ihn aufzuheben, sieht er auf einen Schritt vorzaus noch einen Groschen liegen, und weiterfort noch einen — und so waren es sechse, dicht anseinander, alle so neu und glänzend, wie wenn sie eben jetzt aus der Münze kämen.

"Sechs neue Groschen in einer Reihe," murmelte der Stadtpfeifer leise, tiefbewegt, "sechs Groschen — die hat mir unser Herrgott selber hierher gelegt, der mich nicht verlassen will — sechs Groschen koftet der Laib Brot in dieser teuren Zeit!" Und dann war es ihm nach einem Augenblick wieder unfaßbar, wie er zu dem Gelde gekommen; er erschrak vor sich selbst, als habe er's gestohlen; er prüfte fühlend und bestichtigend im Schein der erleuchteten Fenster eines Hauses, ob es kein Blendwerk sei: allein



"Geműfepugerin"

es waren und blieben wirklich sechs neue, blanke Groschen. Es ward ihm aber, daß er hätte wei= nen mögen wie ein Kind, als er beim Hofbäcker eintrat und die sechs glänzenden Groschen nie= dergeschlagenen Auges auf den Tisch legte und mit zitternder Hand den Laib Brot dafür hin= nahm.

Jett lief er noch viel schneller zum Schlosse zurück, als er vorhin nach der Brücke gelaufen war. Er preste das Brot fest unter den Arm, als fonne es ihm unversehens wieder davon= fliegen. "Da kann man wohl auch sagen," dachte er bei sich, "der Neunundneunzigste weiß nicht, wie der Hundertste zu seinem Brot kommt."

Aber während er so hinter der Stadtmauer her den Berg hinanftieg, klang plötslich ein leises Wimmern an sein Ohr. Er blieb stehen; die Töne schienen bom Boden herauf zu kommen.

"Was ist das?" rief er aus. "Heute abend bin ich im Kinden glücklich! Da liegt ein kleines Rind — in ein paar arme Lumpen gewickelt. Wahrhaftig, Gott hat mir nicht umsonst den Born eingegeben, daß ich wie toll in die Nacht hinein laufen mußte!"

Und es kam ihn, wunderbar genug, über die= fen zweiten Fund fast eine größere Freude an als über den ersten, da er in den Lichtschimmer des nächsten Fensters trat und ein Papier ent= zifferte, das bei dem Kinde gelegen; darauf stand geschrieben: "Ein arm elendig Weib bittet den Christenmenschen, der dies findet, daß er sich um Jesu willen des Kindes erbarme. Es ist getauft und heißt mit Namen Johann Friedrich."

Der Stadtpfeifer nahm sein Brot in den einen Arm und das Kind in den anderen und schlug den Zipfel seines langen Rockes um ben armen Wurm.

"Herr Gott!" rief er, "du sollst mir nicht umsonst die Groschen auf die Straße gelegt haben!"

Dieser kurze Ausruf aber war wie ein volles,

brünstiges Gebet.

Erst als der Stadtpfeifer mit dem Doppel= fund vor seiner Stubenture stand, überkam ihn Zagen und Verlegenheit! Doch schon öffnete Frau Christine und begrüßte ihn so zärtlich, als müsse der Gruß allein jede Erinnerung von Streit und Unmut tilgen.

Der Stadtpfeifer legte das Brot auf den Tisch und das Kind daneben. "Das habe ich unterwegs gefunden, Christine," sagte er trocken und blickte dabei die Frau so ernsthaft an, daß

sie laut lachen mußte, und er selber lachte nun mit. Dann setzte er sich und erzählte treuherzig seine Geschichte und hob im Erzählen das Kind wohl ein Dutzend Mal auf, damit es ihn an= lächle und er es füsse. Als er von den sechs Groschen erzählte, da ward es auch der Frau ganz fromm zu Mute; doch als er dann weiter sei= nen Bericht über den Fund des Kindes beendet, sprach sie: "Du tatest recht, daß du das Würm= den mitgebracht hast; morgen wollen wir zum Schultheißen gehen und ihm den Buben einhän= digen."

Den Stadtpfeifer überlief es, wie wenn er mit kaltem Wasser übergossen würde. Er er= wachte erst jetzt zur klaren überlegung. Daran hatte er noch gar nicht gedacht, was es heiße, ein Kind aufziehen und versorgen, und daß vor allem eine Mutter dazu gehöre, die sich mit voller Liebe und Opferung des hilflosen Ge= schöpfes annehme. Nicht ihm, sondern der Frau kam hier das entscheidende Wort zu. Es hatte ihm so vorgeschwebt, als müsse der Kleine auf immer bei ihm in seiner Pfeiferstube bleiben und dort aufwachsen so ohne weiteres, wie ein Blumenstock, den man ans Fenster stellt, zeit= weilig begießt und im übrigen unserem Berr= gott überläßt. Nun fühlte er auf einmal, wie gedankenlos er geträumt.

Er besann sich lange; er kämpste lange mit sich selber. So viel Kopfbrechens hatte er sich nicht gemacht seit der Stunde, wo er den leicht= sinnigen Entschluß faßte, das Bauernmädchen

von Ebersbach zu heiraten.

Endlich schien auch hier der Entschluß gefun= den. Mit einer Festigkeit, die der Frau gang neu war, sprach er: "Freilich wollen wir mor= gen früh zum Schultheißen gehen und ihm das Findelkind anzeigen. Die Gemeinde muß für des Knaben Erziehung Geld steuern, — es wird jetzt nicht viel herausspringen — gute Leute müffen um eine Gabe für das arme Ding angegangen werden; das hat alles feinen ge= weisten Weg, der durch des Schultheißen Stube führt, und du kennst ihn besser als ich. Aber so wenig wie ich diesen Laib Brot wieder zum Bäcker trage, so wenig gebe ich das Kind aus der Hand. Der Schultheiß würde es dem Wenigstfordernden zur Pflege ausbieten; eine Lumpenfamilie würde es ersteigern, um das Rostgeld einzustecken und den Rleinen verküm= mern zu lassen." Und er suhr fort mit erhobe= ner Stimme: "Nicht umsonst trieb es mich, den

Weg hinter der Stadtmauer zu gehen, den man sonst im Dunkel meidet. Unser Herrgott schenkt nichts weg, nicht einmal sechs Groschen. Christine! dieses Brot wird uns gesegnet sein und das Brot wird im Hause nie mehr ausgehen, wenn wir das Kind, um dessentwillen uns das Brot geschenkt ward, behalten und zu einem frommen und tüchtigen Mann erziehen. Im Unsegen werden wir das Brot essen, wenn wir das Kind hinweggeben. Anfangs wirft du die größte Last haben, nachher aber kommt sie an mich; wir wollen ehrlich teilen, was mit diesem Kind ins Haus eingezogen ift, die Sorgen und den Segen. Johann Friedrich, armes Waisen= find — Friedrich sollst du von uns genannt und ein Musikant werden! Und es soll dir bes= ser damit glücken als deinem Pflegevater."

Christine erschraf über die Bestimmtheit Heinrichs und seinen entschiedenen Ton. Er war ein ganz anderer geworden, seit er das Kind und das Brot auf den Tisch gelegt. Zum erstenmal empfand sie die Autorität des Ehemannes, davor sie sich beugen müsse. Die Worte von dem Segen, der nur auf Brot und Kind verbunden ruhe, durchbebten ihr abergläubisches Gemüt. So resolut sie sonst gewesen: — gerade hier,

wo das Weib zu reden berufen war, fühlte sie sich als das schwache Weib. Sie erhob mancher- lei Einwand, unter Tränen sogar, aber sie kam nicht auf gegen die fast religiöse Begeisterung des Mannes. Zuallerlett verschanzte sie sich hinter die böse Nachrede der Freunde und Nachbarn. Wie werde man es ihnen, die selbst arme Leute, auslegen, daß sie ein Findelkind zu sich genommen, vermutlich, damit der Stadt- pfeiser es mit seinen Projekten und Noten- papierschnitzeln großfüttere?

Heinrich sprach trutig: "Ziehn dir die Leut' ein schiefes Maul, So sei im Gesichterschneiden auch nicht faul sagt Doktor Martin Luther, und ich denke, wir sind beide aut lutherisch."

Dann nahm er das Brot, schnitt es an und setzte den Wasserkrug auf den Tisch. "Jetzt wolzlen wir schweigen und in Frieden unser Abendsbrot essen. Haft du aber erst geschmeckt, Christine, wie köstlich dieses Brot ist, und wie der Hosbäcker nie ein gleiches gebacken, dann werzden dir die Augen aufgehen, daß du Gottes Hand erkennst, die dieses Kind gerade uns, und uns allein, überantwortet hat, wer weiß, zu welchem Ende!"

August = Mittag.

Die Luft so still! Kein leiser Hauch Küßt sacht das gelbe Ahrenfeld; Die Sichel schweigt; in Mittagsruh' Schwelgt rings die satte Sommerwelt!

Die Sonne brennt; der Halm senkt müd' Das Haupt und . . er erzittert leis'; Ob er im Traum die Zukunft schauf Und seine Stunde kommen weiß?

Kein Wölklein zieht am Himmelsblau, Kein Vöglein grüßt von Ferne nur; — Die Welt ist wohl vor Andacht stumm, Weil rings so segenschwer die Flur? Paul Müller.

Im Reiche des Sonnengottes.

Fortsetung des 12. Rapitels.

Durch die Stromschnellen des Napo. Tierleben im Urmald.

Von Dr. H. Hintermann.

(Schluß.)

In ähnlicher Weise wie die Arauschildkröte wird auch der im ganzen Amazonasgebiet gleichfalls häusige Pirarucu gewonnen. Es ist das ein Flußsisch von geradezu riesigen Dimenssionen. Er soll eine Länge bis zu vier Meter und bisweisen ein Gewicht bis zu vierhundert Kilo erreichen. Sein geräuchertes Fleisch bildet oft die Hauptnahrung der ärmeren Bevölkerung des Amazonasgebietes. Nach Le Cointe sollen allein im brasilianischen Teile Amazoniens jährlich über 3,000,000 kg von solch

geräuchertem Pirarucufleisch gegeffen werden. Senor Perez schien ein großer Tierfreund zu sein. Außer einigen gezähmten Mutums (Hühnervögeln), einer Schar Araras und Blaustirnamazonen besaß er auch einen Macaco de noite (Nachtaffen) nebst zwei Jungen. Es sind das kleine Tiere von grauer Farbe und gedrungenem, kräftigem Körperbau. Sie leben meist im Walde unter der Kinde halbfauler, hohler Baumstämme. Man fängt sie, indem man kräftig an den Baum klopst. Dann kommen